

Ekel ist keine Spinnererei

Experten erklären das Phänomen im ZiF

VON ANSGAR MÖNTER

■ **Bielefeld.** Babys und Kleinkinder patschen in menschliche oder tierische Ausscheidungen, ohne dabei das Gesicht vollig abzuschauen zu verziehen. Kein Ekelhunder ihre Neugier. Was Menschen aber von Anfang an – also auch Babys – abartig finden, sind Bitterstoffe. Der Ekel, eine so genannte Basisemotion, gibt Rätsel auf: Wissenschaftler unterschiedlichster Disziplinen versuchen gerade, am Zentrum für Interdisziplinäre Forschung (ZiF), das Phänomen zu verstehen.

Dr. Henrik Walter, Philosoph, Psychologe und Mediziner, nennt die Zusammenkunft in Bielefeld eine „Weltelite des Ekels, die so noch nie zusammen gekommen ist“. Angeführt wird sie vom US-Amerikaner Dr. Dr. Jason Clark, derzeit Professor



Objekt des Ekels: Viele Menschen empfinden den Anblick einer Kreuzspinne als abstoßend und angsteinflößend. Das hat einen tief verwurzelten Grund.

FOTO: ALEXANDRA BRÜCK

am Institut für Kognitionswissenschaft in Osnabrück. Zu den Forschern, die diesem Gefühl auf der Spur sind, gehören auch Neurowissenschaftler und Anthropologen. Die Wissenschaftler stützen sich weitgehend auf die These, wonach der Ekel für den Menschen nützlich sei, weil er vor Gefahren zurückschrecken lässt, die Übelkeit oder Tod bringen können: Ratten, Kakertiere, Spinnen oder andere Tiere, die Krankheitserreger übertragen; verdorbene Essen, Kot und andere Exkremente.

„Aber“, sagt Dr. Walter, „Tiere zeigen keinen Ekel“. Sie sind – ebenso wie Kleinkinder – sogar oftmals interessiert an dem, was Menschen abscheulich finden. Daraus schlussfolgern die Wissenschaftler, dass es eine Evolution des Ekels gibt, dass er gar moralische und zivile-satorische Merkmale aufweisen kann. Doch auch beim „moder-

nen“ Ekel lassen sich Funktionen des Schutzes finden: Inzest, Sex mit Kindern oder Gewaltverbrechen werden als abstoßend empfunden, weil sie Krankheit und Tod bringen wie giftige Stoffe und gefährliche Tiere.

Die Evolution des Ekels zeigt sich in jüngster Vergangenheit laut der Wissenschaftler gar in den Therapiezielen der Psychiatrie durch „häufiger auftretenden Ekel vor Blut, Verletzungen, oder sexuelle Dysfunktionen“, wie Henrik erläutert. Dabei spielt die Abgrenzung zu einem verwandten Basis-Gefühl eine Rolle: Angst. Ekel und Angst kommen oft zusammen, nicht immer: Der Popel auf dem Tisch ist ekelig, niemand aber ängstigt sich vor ihm; die Spinne auf der Spüle ist nicht unbedingt ekelig, aber sie erzeugt Ängste. „Phobien und Ekel lösen auch ganz unterschiedliche körperliche Reaktionen hervor“, erklären Jason Clark und Henrik Walter. Angst lässt das Herz schneller schlagen und drückt sich im Gesicht aus durch aufgerissene Augen; Ekel senkt den Pulsschlag bis zur Ohnmacht und aktiviert vor allem eine Muskelbewegung rund um den Mund.

So unterschiedlich die Erklärungsmodelle der wissenschaftlichen Disziplinen auch sein mögen: Die Forscher gehen alle davon aus, dass Ekel in vielen Bereichen des Lebens eine wichtige Funktion hat – etwa für Moral, Gesellschaftspolitik und den Beziehungen von Gruppen. Ekel wird sogar mitunter bewusst erzeugt, um bestimmte Ziele zu erreichen. Diktatoren wie Hitler oder zuletzt Gaddafi entmenslichten ihre Feinde, indem sie sie als Gewürm, Ratten oder Kakertiere beschimpften, um so eine Abneigung gegen sie zu fördern. Jenach Kultur und Moralvorstel-



Mediziner und Philosoph: Dr. Henrik Walter, Direktor an der Charité Berlin.



Philosoph: Professor Dr. Jason Clark, Tagungsleiter. FOTOS: BARBARA FRANK